

etwas vorwurfsvoll: „Wo steckt ihr denn so lange, Kinder? Es ist Bettzeit.“ Dann nahm er sein Tüchlein bei der Hand und Jens lief leichtfüßig dem anderen Hause zu.

Dort sahen seine Eltern nicht allein auf der Bank vor der Tür. „Onkel Steffen“ war zum Besuch gekommen.

„Onkel Steffen“ war zwar nicht ein wirklicher Verwandter von Duffens aber doch ein so lieber Bekannter, daß Jens ihn nie anders als Onkel nannte. Er war kein armer Mann, wie Duffen und Duzen, nein, er war reich. Driben im Walde wohnte er abgeschlossen von aller Welt allein mit einer Haushälterin und einem unmündigen Enkelkindschen. Wie Duffens ihr Sohn Jens das Liebste auf Erden war, so war der kleine, erst sechs Monate alte Nis Steffens größter Schatz. War dieses Kind ja doch das einzige lebende Wesen, das ihm das Schicksal gelassen hatte. Die Mutter des kleinen Nis war wenige Tage nach seiner Geburt gestorben und der Vater, der Kapitän auf einem dänischen Schiffe gewesen war, hatte ebenso wie Duffens Söhne, auf der See seinen Tod gefunden.

Jetzt war es fast ein Jahr her, als er Abschied von seinem geliebten Weibe und dem alten Vater nahm, um eine Reise nach Australien anzutreten. Im Kanal war sein Schiff mit Mann und Maus gesunken.

Das war in kurzen Zügen die Leidensgeschichte des alten gramgebeugten Mannes, der dort auf der Bank mit den biederen Fischersleuten saß. Er war den Stürmen des Lebens nicht so gewachsen, wie Duffen und sein Weib. Sie hatten sich über ihr Leid mit Gottvertrauen und Energie hinwegzusetzen vermocht, aber Steffen hatte die Trübsal fast seinen klaren Verstand geraubt. Er war, wie die Leute sagten, ein „absonderlicher Kauz“ geworden. Seinen großen, schönen Hof hatte er, da er sich außer stande fühlte, denselben nach dem Unglück weiter zu bewirtschaften, verkauft, um fortan ganz für sich allein in der einsamen Waldwohnung zu leben. Die Leute wußten sich allerlei Wunderliches von ihm zu erzählen, wie das ja nur natürlich war. All das viele Geld, das er für Haus und Hof bekommen hatte, sollte er, und das war ja wirklich wunderbar, nicht auf die Sparkasse gebracht, sondern in eigens dazu nach seinen Anweisungen hergestellten, schweren eisernen Kisten, die unter seinem Bette stand, verwahrt haben.

So gab es noch vieles andere mehr, über das man den Kopf schütteln konnte. Die einzigen Menschen, die nicht über Steffen den Kopf schüttelten, sondern inniges Mitleid mit ihm hatten, waren Duffens. Das wußte der Alte auch gut genug. Darum kam er bisweilen zu ihnen und hörte, was in der Welt passierte.

Nachbar Duzen sah vom Fenster aus soeben, daß der „Einsiedler“, so nannte man Steffen, bei Duffens vor der Tür saß. Da konnte er, trotzdem er wußte, daß dem Alten wenig an seiner Gesellschaft lag, nicht umhin, auch hinüberzugehen. Der „Einsiedler“ imponierte ihm nämlich sehr wegen seines Reichtums.

Frau Christine und Jens holten nun den Tisch aus der Stube vor die Tür, setzten dem Nachbarn einen Stuhl zurecht und waren froh über den zwiefachen Besuch. Bald standen eine Schüssel mit „roter Grütze“ und drei Gläser nebst einer Flasche von der Hausfrau selbstgekelktem „Solbeerwein“ auf dem Tische, und die Stimmung wurde eine recht gehobene.

Wohl vermochte der alte Steffen nicht mit über Dve Duzens Scherze zu lachen, denn das Lachen hatte er völlig verlernt, aber man sah es ihm doch an, daß er sich sehr behaglich fühlte.

Jens bat um die Erlaubnis, auch Hansine holen zu dürfen, damit dieselbe sich ebenfalls an der herrlichen „roten Grütze“ erfreuen könnte.

Bald war das muntere Mädchen zur Stelle, und Jens Freude wurde doppelt groß, denn er hatte das Nachbarkind so lieb, als wäre es sein Schwesterlein. Vom Dorfe her schritt ein einsamer Mann über die öde Heide. Das mußte der Briefträger sein, der wöhnlich zweimal von der nächsten Stadt nach Dverby zu kommen pflegte. Erwartungsvoll erhob sich die Gesellschaft und sah dem seltenen Gaste neugierig entgegen. Wer konnte denn etwas von der Post bekommen?

Der Mann mit der großen Ledertasche schritt auf Dve Duzens Haus zu. Jens und Hansine eilten ihm entgegen und sagten ihm, daß Duzen bei Duffens sei. Er lenkte also seine Schritte auf das andere Häuslein.

Mit wichtiger Miene entnahm er der großen Tasche einen Brief, der an Duzen adressiert war und aus Amerika kam.

Aufs höchste gespannt, bat der biedere Fischersmann: „Lest ihn uns vor, Herr Briefträger, uns fällt das Lesen zu schwer.“

Der Postbote nahm auf einem für ihn herausgeholtten Stuhl Platz, setzte mit überlegenem Lächeln die Brille auf und las, so gut es in der Abenddämmerung ging, das Schriftstück vor. Es stammte von Dve Duzens Bruder Christian, der vor zwanzig Jahren als junger Deutscher nach Amerika ausgewandert war und seitdem kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte. Zur allgemeinen Ueberraschung schrieb derselbe,

daß er nach vielen Mißerfolgen jetzt endlich ein wohlhabender Mann geworden sei. Er besäße in New-York eine Fabrik und stände in Ehre und Ansehen.

Das war eine freudige, aufregende Kunde, die Stoff zu eifrigen Betrachtungen und Erwägungen gab.

Der Postbote bekam auch sein Glas Wein und sprach als gebildeter Mann über Handel und Wandel in Amerika, über das große Glück, das man dort haben könnte und führte viele Beispiele dafür an.

Nachdem das Thema endlich erschöpft war, sagte der Postbote: „Ihr seid nicht der einzige, Duzen, der heute eine freudige Nachricht durch mich bekommen hat. Außer Eurem Brief hatte ich noch einen für Frau Nielsen. Die bekam von einem Vetter aus Kopenhagen die Einladung, sofort mit ihrem Sohne, dem ungezogenen Peter, dorthin zu kommen, um ihm die Wirtschaft zu führen. Er wolle den Jungen in sein Geschäft nehmen und zu einem tüchtigen Kaufmann machen. Schon morgen wird Frau Nielsen reisen.“

„Hurra,“ rief Hansine voller Jubel, „wie schön! Da kann der Peter mich nicht mehr ärgern und mir meine Häuser zerstören!“

„Wie schön,“ fügte Jens leise, daß es die Eltern nicht hörten, hinzu, „daß ich ihm ein Andenken mit auf den Weg gegeben habe. Denke, daß er noch in Kopenhagen blaue Flecke haben wird.“

Der Postbote mußte aufbrechen, da er noch vor Mitternacht in der Stadt sein sollte.

Duzen und Steffen gingen bald darauf, und Duffens begaben sich, müde von des Tages Lasten, zur Ruhe.

## II.

Zehn Jahre sind eine lange Zeit. Sie vermögen manches auf der Welt zu ändern, zum Guten sowohl wie zum Schlechten.

Auch in Dverby hatten die letzten Jahre vieles anderes gemacht. Das Dörflein hatte sich nicht unwesentlich gehoben. Das war daher gekommen, weil es Kurort geworden war. Nicht nur ein schönes, neues Kurhaus stand da, garnicht weit von den Fischerhütten, auch ein großes Hotel und viele andere mit Ziegeln, Schiefer und Zink gedeckte Häuser schauten verächtlich auf die armseligen Strohdächer ihrer Nachbarn hernieder.

Diese Veränderung war für viele, für die meisten Leute sogar ein großer Segen. Ein Nachteil war sie aber für Duzen und Duffen. Denn während diese Weiden früher die einzigen Fischer waren, machten ihnen jetzt fünfzehn Kollegen gefährliche Konkurrenz. Eine ganze Flotte von Segelbooten sah man jeden Morgen vom Strande abfahren, viel Zanken, Lärmen, Klagen hörte man hier, wo früher nichts hörbar war, als das Rauschen der Wogen.

Duffen konnte nicht mehr mit hinausfahren, denn er war seit der Krankheit im letzten Winter ein hilfloser Greis geworden, der wohl noch bisweilen Fische zum Dorf tragen und Nege fischen konnte, aber sonst unfähig zu jeglicher schwereren Arbeit war. Auch Mutter Christine konnte nicht mehr wie vor zehn Jahren mit rührigem Fleiß im Hause schalten und walten. Sie mußte häufig tagelang das Bett hüten und ihren Mann verrichten lassen, was ihr Zustand. Aber trotz der Last und Gebrechen des Alters waren die guten Leute noch immer heiteren Sinnes und trugen, was ihnen das Schicksal auferlegte mit Geduld und Gottergebenheit.

Was war aus Jens geworden! Da schritt er eben, das Netz auf der Schulter, dem Hüttlein zu. Gerade so wie er, in den langen Stiefeln, in der Leerjade und mit dem Südwester auf dem Kopfe, mochte der Vater einmal ausgehen haben. Derselbe Hingestalt, dasselbe treue, zwar nicht dunkle, sondern blaue Auge, dieselben kraftvollen und doch elastischen Bewegungen hatten den alten Duffen einstmalig gekennzeichnet. Das gebräunte, männliche Gesicht umrahmte ein kleiner hellblonder Vollbart, die roten Lippen waren ein wenig verdrückt und vorwurfsvoll aufgeworfen, und das blaue Auge schaute etwas schwermütig in die Ferne. Jens befand sich offenbar nicht in heiterster Stimmung.

Ihn quälten Sorgen.

Auf seinen Schultern ruhte die schwere Last des Erwerbens, er mußte sich mit rastlosem Fleiß quälen, um den Lebensunterhalt für die guten Eltern und für sich selber zu verdienen. Wer will ihn da verurteilen, wenn er heute nicht fröhlich war, wo er trotz aller Mühe einen bedeutend schlechteren Fang gemacht hatte, als alle anderen Fischer?

Vom Fenster aus hatte Hansine Duzen Jens kommen sehen. Sie setzte den breitrempigen Strohhut auf und eilte ihm entgegen.

Was hatten die zehn Jahre doch aus diesem Fischerkinde gemacht! War das wirklich die kleine Eine, die dort einst Häuser im Sande baute? Man mußte fast daran zweifeln. Aus dem Kinde war eine Jungfrau von beeindruckender Schönheit geworden. Hoch und schlank und biegsam wie eine Tanne war Hansine gewachsen. Wie Alken und Rosenart war das noch völlig kindliche Gesicht mit den wunderbaren Blauaugen, die so hoffnungsvoll, so zuversichtlich in die Welt schauten. In zwei äppigen dunkelblonden

Zöpfen glitt das Lockenhaar über den Nacken. Keine von all den Damen aus ganz Dänemark und Deutschland, die in Dverby weilten, konnte an Anmut und Schönheit der Fischerstöchter in ihrer schlichten, sauberen Tracht gleichkommen. Und das Schönste bei aller Schönheit war, daß Hansine nichts von derselben wußte. So bescheiden zog sie sich, sanft erröthend, zurück, wenn bisweilen Badegäste stehen blieben und sie entzückt anschauten. Nicht im entferntesten ahnte sie, daß die feinen Herren und Damen in den teuren, eleganten Kleidern sie bewundern konnten. Und doch hieß sie unter diesen längst allgemein „das schöne Fischerkinde.“

Sie hatte nie gewünscht, schön oder reich, oder klug, oder sonst etwas zu sein. War sie ja doch dem einen, dessen Urteil ihr mehr galt als jedes andere, ihrem Verlobten Jens Duffen, schön, reich und klug genug.

Jens liebte sie von ganzem Herzen, schon als sie eben die Schwelle der Kindheit überschritten, hatte er es ihr gestanden, und sie liebte nur ihn allein von all den Fischern, die ein Auge auf sie hatten und sie sehnsüchtig begehrten. Das war ja so ganz natürlich, daß aus der kindlichen Zuneigung Liebe entsprang mußte. Die Eltern wußten es und hatten nichts dagegen, denn es schien auch ihnen selbstverständlich.

Nun also ging die schöne Hansine ihrem Geliebten entgegen, um sich zu erkundigen, was der Tag ihm gebracht hatte. Als er seine holde Braut erblickte, entsetzten sich seine Flügel ein wenig, doch mürrisch antwortete er auf Einzens Frage nach den Erfolgen der heutigen Arbeit: „Ach, lieber Schatz, ich habe kein Glück mehr, habe kaum das Abendbrot verdient, sieh, was ich hier im Netz habe, ist alles.“ Hansine sah die wenigen Fische und schaute Jens mitleidig an mit ihren treuen Augen.

„Aber morgen wird's besser werden,“ sagte sie dann tröstend, ihren weichen Arm um seinen Nacken legend. „Verzage nur nicht immer gleich, mein guter Jens, sei doch vergnügt!“

„Du sprichst, wie Du es verstehst, Kind,“ erwiderte er ironisch, „habe ja auch allen Grund, fröhlich zu sein, gewiß, bin ja ein reicher Mann, der für nichts zu sorgen hat, ha, ha, ha.“

„Aber, Jens, schäme Dich doch,“ sprach das Fischerkinde verächtlich, „wegen so eines kleinen Mißerfolges darf ein Mann nicht verzagen. Denke doch, wie Dein Vater stets zufrieden war, wenn er auch gar nichts gefangen hatte.“ Fortsetzung folgt.

### Nachrichten des K. Standesamtes zu Reichenbrand vom 2. bis 8. Juli 1904.

**Geburten:** Dem Stellmacher Ludwig Rudolf Wünsch in Reichenbrand 1 Knabe; dem Fleischermeister Friedrich Hugo Dieke in Siegmars 1 Knabe; dem Bahnarbeiter Alfred Bruno Gräbner in Reichenbrand 1 Knabe; dem Kupferschmied Georg Friedrich Dölar Jüttner in Reichenbrand 1 Knabe.

**Aufgebote:** Der Drechsler Eugen Wilhelm Jrmischer mit Emilie Minna Gebhardt, beide in Reichenbrand.

**Eheschließungen:** Keine.

**Sterbefälle:** Die ledige Strickerin Helene Auguste Gläßer in Reichenbrand, 21 Jahre alt; dem Biegelarbeiter Karl Ott in Siegmars 1 Sohn, 5 Monate alt.

**Expeditionszeit des Standesamtes.**

Wochentags: 8—12 Uhr vorm. und 2—6 Uhr nachm.

Sonntags: 1/2 12—12 Uhr vorm.

nur zur Entgegennahme von Totgeburtanzeigen.

### Nachrichten des Kgl. Standesamtes Rabenstein vom 1. bis 8. Juli 1904.

**Geburten:** 1 Sohn dem Streckenarbeiter Theodor Max Weiß in Rabenstein; dem Schuhmacher Max Otto Wendler in Rabenstein; dem Brauer Max Friedrich Gottlieb Rahmann in Rabenstein; dem Handarbeiter Emil Eduard Gundermann in Rabenstein; dem Eisenformer Bernhard Rudolf Kempe in Rottluff. Hierzu noch ein unehelich geborenes und ein unehelich totesgeborenes Mädchen in Rabenstein.

**Eheaufgebote:** Der Handschuhstricker Richard Ernst Eiding in Gröna mit Frieda Linda Reichel in Rabenstein.

**Eheschließungen:** Keine.

**Sterbefälle:** Die Handarbeiterstehfrau Clara Sidonie Zippmann geb. Weise in Rabenstein, 56 Jahre alt; die Privatmannstehfrau Auguste Adolphine Großer geb. Schilling in Rabenstein, 65 Jahre alt. 1 Sohn des Eisenbrechers Emil Carl Schneider in Rabenstein, 3 Monate alt.

**Zusammen:** 7 Geburten und zwar 5 männl. und 2 weibl.

1 Eheaufgebot.

— Eheschließung.

3 Sterbefälle und zwar 2 männl. und 1 weibl.

**Geschäftszeit.**

Wochentags: 8—12 Uhr vorm. und 2—6 Uhr nachm.

Sonntags: 11—12 Uhr vorm.

nur zur Entgegennahme von Totgeburtanzeigen.

### Kirchliche Nachrichten.

#### Parochie Reichenbrand.

Am 6. Sonntag p. Trin. den 10. Juli a. c. vorm. 1/2 9 Uhr Predigtgottesdienst. Kollekte für den Kirchenbau in Pöbershau bei Marienberg.

#### Parochie Rabenstein.

Am 6. Sonntag p. Trin. den 10. Juni a. c. vorm. 9 Uhr Predigtgottesdienst. Kollekte für den Kirchenbau in Pöbershau. — 1/2 Uhr Katechismusunterredung.